

## Keine Kulisse für Klischeebilder

Lutz trifft Lutz – und zusammen erkunden beide Neuland, der Rocker Lutz Schelhorn und der geistig Behinderte Lutz Mittelstraß

Der Zufall hat bei dieser Begegnung Regie geführt und ein spannendes Experiment hervorgebracht. Der Rocker Lutz Schelhorn und der geistig behinderte Lutz Mittelstraß fotografieren gemeinsam.

Von Erik Raidt

Sie könnten unterschiedlicher kaum sein, und doch verbindet die zwei Männer viel. Lutz trifft Lutz – der eine der beiden, 48 Jahre alt, Tattoos auf dem Körper, führt als Präsident die Stuttgarter Sektion des legendären Motorradclubs Hells Angels: Lutz Schelhorn ist eine markante Persönlichkeit, ein Mann mit einer wichtigen Präsenz, der die Stimmung in einem Raum verändern kann, wenn er diesen betritt. Der Höllenengel wuchs in Stammheim auf und hat so viel erlebt, dass der Stoff jetzt schon für eine Biografie mit eingeplanter Fortsetzung reichen würde.

Der andere der beiden heißt Lutz Mittelstraß, 39 Jahre alt. Er hat das Downsyndrom und ist in einer betreuten Wohngruppe für geistig behinderte Menschen in Lichtenstern bei Heilbronn zu Hause. Der stille, zerbrechlich wirkende Mann lebt mit seinen Gedanken in seiner eigenen Welt. Er gewährt nur jenen Menschen Zutritt zu seinem Innersten, denen er wirklich vertraut, und er teilt sich dabei auf eine Weise mit, die sich erst auf den zweiten Blick erschließt.

### Alltagsfluchten – mal mit Motorrad, mal mit Kamera

Es ist ein warmer Frühlingstag, an dem Lutz Schelhorn erneut Lutz Mittelstraß besucht. Sie kennen einander seit rund zwei Jahren. Schelhorn hat das Vertrauen des anderen gewonnen. Ausgerechnet er. Der Rocker kann mit dröhnender Stimme sprechen – einer Stimme, die in der Lage ist, gegen den Motorenlärm einer Harley Davidson anzukommen. Die Harleys, der Motorradclub, wüste Partys und wahre Männerfreundschaften – in diesem Rahmen wurden die Hells Angels lange wahrgenommen. Wie viele Klischeebilder enthält auch dieses einen wahren Kern, und es gehört zu Lutz Schelhorns Leben. Auch heute noch. Die Behinderung, die für das Downsyndrom typische Gesichtsfarbe, das Mitleid und die Scheu der anderen – all dies wiederum gehört zum Leben von Lutz Mittelstraß, der oft auf eine einnehmende Weise lächelt, und der sich mitunter selbst so weit zurücknimmt, dass er in einer größeren Gruppe von Menschen fast zu verschwinden scheint.

Lutz trifft Lutz – das Fotografieren führt die beiden zusammen. Seit einigen Jahren hat sich Lutz Schelhorn in Stuttgart als Fotograf einen Namen gemacht. In Lichtenstern dokumentiert er mit seiner Kamera nicht nur den Alltag der Behinderten. Einigen von ihnen hat er das Fotografieren beigebracht: Ihre Fotos zeigen ihre Lebenswelt nicht mit dem Blick von außen. Manche Porträts, die bei diesen Serien entstanden sind, wirken so unverkrampft, wie das einem Profifotografen in einem solchen Umfeld kaum gelingen würde. Ein alter Mann ballt die Fäuste in Richtung Objektiv; der Gesichtsausdruck einer Frau ist von rätselhafter Traurigkeit; und ein Freund von Lutz Mittelstraß grinst schelmisch in die Kamera. Einige der Tricks im Umgang mit dem Apparat hat Mittelstraß von Schelhorn gelernt.

Der kann auch leise reden. Lutz Schelhorn, der oft eine Lederweste mit dem aufgenähten Hells-Angels-Flügel über dem Totenkopf trägt, gehört zur Generation der Easy Rider, die einst davon träumte, auf einem einsamen Highway in Richtung große Freiheit davonzuzubrausen. Diese Alltagsfluchten riechen nach Benzin, und dazu dröhnt im Clubhaus der Hells Angels noch immer der Sound von Deep Purples „Child in Time“. Im kleinen Zimmer von Lutz Mittelstraß hängt hingegen ein Regal an der Wand, in das er



Kontaktaufnahme, mal ganz direkt, mal via Zettelbotschaften: Lutz Mittelstraß (links im Bild) in Lichtenstern

seine Kassetten akkurat einsortiert hat: Volksmusik von Marianne und Michael, Weihnachtslieder und eine Sammlung von Songs, die eigens für ihn aufgenommen worden sind. „Für Lutz“ steht handgeschrieben auf der Rückseite der Kassettenhülle.

Lutz Mittelstraß arbeitet in der Montagegruppe der Behindertenwerkstatt, und zu seinen Alltagsfluchten gehört der Blick aus dem Fenster. Draußen formen Weinberge und weiß blühende Apfelbäume eine hügelige Landschaft mitten im Hohenlohischen, die eine perfekte Kulisse für die deutsche Romantik abgeben würde. Mittelstraß lebt in einer Wohngruppe mit sieben anderen geistig behinderten Personen. Im Aufenthaltsraum dudelt Feierabendpop aus dem Radio, neben der Couch steht ein Rollstuhl. Lutz und Lutz stehen einander gegenüber, jeder hält eine Kamera in der Hand, beide suchen sie im Raum nach einem Motiv und entdecken fast gleichzeitig den jeweils anderen. Sie drücken auf den Auslöser – dabei entstehen Fotos, auf denen zwei Menschen zu sehen sind, die von vielen in dieser Gesellschaft als Außenseiter wahrgenommen werden – zwei jenseits der Norm.

Die Vorurteile der anderen schaffen eine Brücke zwischen den beiden. „Für mich“, sagt

Lutz Schelhorn und bläst dabei den Rauch einer Zigarette aus. „war es völliges Neuland, als ich zum ersten Mal nach Lichtenstern kam.“ Wie viele andere hatte auch er mit geistig Behinderten kaum Erfahrungen gemacht, als er im Herbst 2005 die Wohngruppen und die Werkstätten im ehemaligen Zisterzienserkloster betrat. Er hatte zuvor als Türsteher in der Discothek Belinda gearbeitet, in die regelmäßig Behinderte kommen, und war neugierig geworden.

### Vorsichtige Annäherung mit Zettelbotschaften

Schelhorn, der früher auch körperliche Auseinandersetzungen nicht gescheut hatte, wenn er sich provoziert fühlte, lernte eine fremde Welt kennen, „die mich zunächst stark verunsicherte. Manche fassen dich auf den Gängen unvermittelt an, andere sind sehr distanziert“. Er lernte den Alois kennen, „der immer wieder versuchte, mit seiner Hand ins Objektiv der Kamera zu greifen“, und den spastisch gelähmten Erwin. Doch kaum ein anderer begegnete ihm zunächst so verhalten wie Lutz Mittelstraß. Auch für ihn war es damals eine Zeit des Neubeginns, als er nach dem Tod seines Vaters in die Lichten-



Lutz Mittelstraß in Aktion – mit Kamera



Fotos Lutz Schelhorn

sterner Wohngruppe einzog. Mit jedem Besuch kam Lutz Schelhorn dem schweigsamen Lutz Mittelstraß ein wenig näher. Bis er schließlich dessen Art, sich mitzuteilen, immer besser verstand.

Eines Tages steckte ihm dieser einen Zettel zu, auf dem Schelhorn las: „Montags, warum nicht donnerstags?“ Kein weiterer Kommentar, keine Erklärung. Es ging um den Zeitpunkt von Schelhorns Besuchen in Lichtenstern, und seitdem ist der Stuttgarter Fotograf gefesselt von jener Zettelsprache, in der Lutz Mittelstraß seine Gefühle ausdrückt. Auf der Schreibtischunterlage in seinem Zimmer kleben viele solcher Botschaften und Notizen. Auf einigen stehen nur einzelne Worte, auf anderen ganze Sätze, die verraten, was ihn bewegt: „Meine arme Lotta sei nicht traurig, tut mir leid wegen gestern.“

Die Zettel stecken auch an einem Metallring an der Wand, sie liegen auf dem Schreibtisch, und einige befinden sich im Besitz von Mitarbeitern der Behinderteneinrichtung, die sie von Mittelstraß zugesteckt bekamen. „Die sind dir wichtig?!“ sagt Schelhorn zu seinem Namensvetter, und der nickt nur und lächelt. Die Botschaften auf seinen Zetteln hat Mittelstraß in jener gleichmäßigen und runden Handschrift geschrieben, die viel über ihn verrät. Es ist eine saubere Schrift, die der Ernsthaftigkeit entspricht, mit der er auch fotografiert. Lutz und Lutz stehen im Innenhof der Klosteranlage. Mittelstraß blickt prüfend auf die Balken der Fachwerkhäuser, er sieht den anderen Bewohnern zu und stellt mit der Kamera von Hoch- auf Querformat um. Lutz Mittelstraß knipst nicht nur – jedes Motiv, das er auswählt, ist die Folge einer genauen Überlegung, einer bewussten Entscheidung.

Demnächst werden einige von Lutz Mittelstraß' und Lutz Schelhorns Bildern in einer Ausstellung in Lichtenstern zu sehen sein. Das Aufregende ist ihr spannungsreicher Gegensatz. Die Fotografien zeigen Fremdes, das zugleich alltäglich wirkt: Menschen, deren Augen schief zueinander stehen. Blicke, die keinen Halt finden, und spastisch gelähmte Bewohner, die sich mit Hilfe eines Gestells fortbewegen und einen Helm tragen, der sie vor Kopfverletzungen schützt. Zugleich zeigen sie einen Arbeitsalltag und eine Wohnform, die mit ihren Werkbänken und Schrankwänden so gewöhnlich anmutet, dass sie die Trennmauern zwischen scheinbar normaler und fremdartiger Welt bei vielen Betrachtern einstürzen lassen.

Lutz Schelhorn, der seit zweieinhalb Jahren das auf einer Kuppe gelegene Kloster regelmäßig besucht, verabschiedet sich von Lutz Mittelstraß mit einem kumpelhaften Klaps auf den Rücken. Eine Geste wie aus der Männerwelt des Clubs. Längst hat er aufgehört, ausschließlich die Beschränkungen der geistig Behinderten wahrzunehmen. „Mich fasziniert am meisten, wie ehrlich diese Menschen sind. Sie tragen keine Maske.“



ICH UND 1968

## Wider die Eltern

Von Erika Albert

Mit Vertretern des SDS bin ich schon zwischen 1955 und 1958, als ich in Tübingen Pharmazie studierte, in Berührung gekommen. Es waren wenige, und ihre Ziele waren mir eher fremd, auch wenn ich ihnen gerne zuhörte und manche ihrer Aktionen billigte.

So fand ich es sinnvoll, wenn Mitglieder des SDS Wehrunwilligen dabei halfen, in der neuen Bundeswehr als Kriegsdienstverweigerer anerkannt zu werden. Andererseits erschienen mir ihre Proteste gegen den Vietnamkrieg anmaßend. Sie konnten die Hintergründe ebenso wenig beurteilen wie ich. Auch ich war gegen Krieg und Gewalt, aber meine erste Pflicht war ganz bestimmt nicht, die Amerikaner anzufeuern, sondern meine Berufsausbildung, die mich ganz und gar forderte, so schnell wie möglich abzuschließen.

Die Sucht der SDS-Anhänger und später auch der 68er zu entlarven und zu diffamieren und ihre Freude daran, andere an den Pranger zu stellen, stießen mich von Anfang an ab. Meist ging es weniger um Weltverbesserung, als vielmehr um Selbstbestätigung.

### Erziehung im Stil der 68er: So manches endet im Desaster

1968 lebte ich in Wuppertal, hatte drei Kinder, von denen das jüngste in diesem Jahr eingeschult wurde, mit dem vierten Kind war ich schwanger, es wurde im Januar 1969 geboren. In dieser Situation, in der ich täglich an meine Grenzen stieß, klang der Ruf nach Freiheit von Zwängen wie Hohn. Es brauchte seine Zeit, bis mir klar wurde, dass nicht ich befreit werden sollte, sondern meine Kinder. „Wenn Sie die Stimme erheben gegen Ihr Kind, haben Sie versagt“, belehrte mich ein Erzieher an einem Elternabend. Ich bemühte mich redlich, das Ergebnis war ein Desaster. Was drei lebhaft Kinder an einem Tag anstellen, wenn man nur freundlich ermahnen, sich aber nicht ernstlich wehren darf, übersteigt oft die Schmerzgrenze.

Ich wusste genau, dass keine böse Absicht dabei war, aber Kinder können die Folgen ihres Handelns noch nicht abschätzen. Irgendwann, nachdem ich mich lange in Selbstbeherrschung geübt hatte, war dann das Maß voll. Bei einer kleinen Unart schrie ich das betreffende Kind so an, dass ich mich nachher dafür schämte und noch mehr darüber, dass ich eins meiner Kinder in diesem Moment als Feind empfunden hatte. Wünschenswertes lässt sich nicht immer verwirklichen. Ich resignierte schuldbewusst, auch Erziehung ist die Kunst des Möglichen.

Das Streben nach Selbstverwirklichung, die Absage an die sogenannte Leistungsgesellschaft erreichte zuerst die jungen Lehrer, auch in der Grundschule. Sie schränkten Routinearbeiten wie Diktate möglichst ein, was sich bei schwachen Schülern verhängnisvoll auswirkte. Um Defizite auszugleichen, nahm man einfach die Mütter in die Pflicht. Dazu ließe sich einiges bemerken, auch wenn meine Kinder und ich das meistern konnten.

### Mütter, degradiert zum Dienstleistungsroboter

Richtig schlimm für mich wurde es erst, als die großen Kinder das Gymnasium besuchten. Damals wohnten wir in Niedersachsen. Ich hatte das Gefühl, dass die 68er-Lehrer sich mit den Kindern gegen die ach so verknöcherten, rückständigen Eltern verbündeten. Sicher, für meine Kinder war es die Zeit der Pubertät, in der sich Kinder von ihren Eltern lösen und ihnen immer kritisch gegenüberstehen. Aber mir schien es, als ob überall, nicht nur bei den Kindern und in ihrer Schule, auch in den Medien und in meiner ganzen Umgebung, eine Atmosphäre der Ablehnung und Feindseligkeit herrschte. In bösen Augenblicken fühlte ich mich zum Dienstleistungsroboter ohne Rechte degradiert. An diese Zeit kann ich nur mit Schauern denken. Nie war ich so nahe daran, vollständig zu scheitern.

Aber ich fand Hilfe. Ich lernte, mich zu behaupten, und habe mein Leben geändert. Es war ein langer, schwieriger Prozess. Inzwischen ist in meiner Familie längst die Feindschaft zwischen den Generationen überwunden, meine Kinder sind selber Eltern. Wir versagen uns nicht mehr Respekt und Anerkennung. Wir helfen uns gegenseitig und lernen voneinander.

■ Erika Albert ist 1933 geboren und Apothekerin im Ruhestand. Nach der Familienphase war sie noch gut zehn Jahre lang berufstätig bis 1993 und beschäftigt sich seither mit Geschichte, vorwiegend mit Zeit-, Familien- und Heimatgeschichte.



Lutz Schelhorn (l.) hat in Lichtenberg andere das Fotografieren gelehrt – und wird bei Begegnungen dort selbst zum Motiv.

Foto Lutz Mittelstraß